

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 8.

Halle a. d. S., Sonntag 24. Februar.

1889.

Inhalt: Bologna. Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch. (Fortl.) — Ueber die Reiseausrichtung für Ost- und Centralasien. Von Dr. P. C. — Land- und Hauswirtschaft: Der Büffel als landwirtschaftliches Thier. Von Hugo Wilhelm. Dingen der Korbweidenpflanzungen. Lauffroschbehälter. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Der Fellah. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Bologna.

Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch.

(Fortsetzung.)

VII.

Sowie Stefan in jener Nacht, als ihn sein Vater in seine Pläne einweihte, der Schlummer stoh, so fand er auch in dieser keine Ruhe und keinen Schlaf. Jetzt waren es aber andere Bilder und Gedanken, die ihn beschäftigten! Sie sah er und wieder sie, wie sie im Walde war, vor dem kleinen Mädchen stand, dann wieder — vor dem Steg am Bache. — Er sah die großen Augen flammen, den leidenschaftlichen, finstern Zorn auf ihrem Antlitz. Ein herrenloser Gegenstand ohne Ehre, ohne Würde, ein werthloser Lappen, den jeder ungestraft in den Roth treten darf. Dann zog es wieder wie ein warmes Leuchten über ihre Züge und er hörte die tiefe Stimme fast mit Andacht sagen: dies Kind verhilft, daß mein Herz nicht ganz in Haß untergeht, dies Kind ist für mich die Stimme der Veröhnung aus all dem wüsten Lärm des Hasses, der Verfolgung, für dies Kind könnt' ich sterben.

War es möglich, daß sie einen brutalen Mord begangen? einen Mord wegen eines elenden Tuches, wegen einer paar handvoll Hen, die ihr vorenthalten worden? Konnte ein Staubkorn solch Unerhörtes, Ungeheures hervorrufen?! Eine Geringfügigkeit und ein Todtschlag, ein Mord war geschehn!! Und wenn sie es ohne Absicht, wenn sie es im Zorn gethan? Im Zorn, das war möglich, das hatten ja auch die Gerichte angenommen, das hatte sie selber ausgesagt. Ihre Natur schien nicht leicht, nicht ruhig, sondern von verhaltenem Feuer erfüllt. . . . Aber ein Zorn, der zum Morde führt um eine solche Geringfügigkeit!!

Nein, nein, nicht möglich! schrie es wiederum in seiner Seele, auch seine Lippen riefen es laut, daß er sich schon und erschrocken in die Wette aufsetzte und um sich blickte. Still und groß blickte der Nachthimmel zu ihm durch das Fenster herein und in ewiger Klarheit flimmerten die Sterne am stahl-

grauen Hintergrund; sie brachten aber keine Ruhe in Stefans gequältes Herz.

Was war der ungeheuren That vorangegangen und wo lagen die Fäden dieses Verhängnisses? Wer konnte ihm Klarheit darüber geben? Die Leute im Orte erzählten sich das, was sein Vater ihm gesagt, und diesen . . . konnte er über diesen Punkt nicht befragen, selbst wenn er mehr wissen sollte. Er kannte ja seine Aufregung, wenn dieser traurige Gegenstand erwähnt wurde. Das Mädchen selber befragen? . . . Er erwählte, daß er ihm aus dem Wege gehen, daß er seine Gedanken losreißen müsse, wenn er nicht — namenloses Elend über sich bringen wollte. Denn wohin sollte alles führen? . . .

Ob schuldig oder nicht schuldig, der Kreis des Lebens war für sie abgeschlossen. Sie hatte einen Mord begangen, sie hatte im Zuchthaus gesessen . . . Das war das Ende der Linie . . . Und auch für ihn war die Linie geschlossen und — Hanka hieß der äußerste Punkt. Er hatte sein Wort gegeben und mußte es halten, wenn er den Namen des Vaters retten wollte vor falscher Verdächtigung. Auch eine Linie, die zu Ende, ein geschlossener Kreis, wo kein Theil mehr hinzuzufügen und keiner herauszunehmen war . . . Er war doch kein Knabe mehr; er war ein Mann, dem es nicht gleich sein konnte, ob sein Fuß auf verdeckten Abgrund oder festen, sichern Boden trat! . . .

Und Stefan legte sich nieder und schloß die Augen mit einer Bewegung, als sei für immer alles abgethan. Aber hinter den geschlossenen Lidern drangen sie hervor, die Bilder, die Gedanken, noch rasiler, noch unaufhaltbarer, wie aufgestörte Vögel in einem finstern Raume . . .

Was sie wohl mit dem schwerverletzten Fuße so allein und ohne Hilfe anfing? Und schwer beschädigt mußte er sein, das hatte er an ihrem Schmerz gesehen, auch von einem verletzten

Mannichfaltiges.

Der Fellah.

Ueber den ägyptischen Fellah sprach im Berliner Orientalischen Seminar Hr. M. Eytz am Sonnabend, und er leitete, wie die „Post“ berichtet, seinen Vortrag ein mit einer farbenreichen Schilderung der Ebene von Mugabbibel im Südosten von Kairo, einem jener seltenen Punkte der Erde, die man, wenn man sie einmal gesehen, nie wieder vergessen kann, und von der aus man im Umkreis fast die ganzen Wunderwerke des alten und neuen Egyptens zu überschauen vermag. Der Schöpfer aller der ägyptischen Hieslenbauten, von den Pyramiden bis zum Sueskanal, ist der Fellah gemeint, der, trotz zweimaligen Religionswechsels (nach dem Ostrisult das Christenthum und dann der Islam) und noch viel öfteren Wechsels seines Herrn, sich seine großen, bedeutsamen Eigenthümlichkeiten während fast 4000 Jahren gewahrt hat: seine Feldarbeit, den Flug aus der Pyramidenzeit, die alten Brunnen und Schöpfwerke, die ganze Kunst der Bewässerung seines Landes; auch seine Gestalt und ängere Erziehung ist heute noch die nämliche, wie sie uns der Künstler auf den Kunstwerken vor mehreren 100 Generationen bereits dargestellt hat. Es erklärt sich diese Eigenthümlichkeit dadurch, daß sich das ganze Egypten durch die Jahrtausende in seiner Natur völlig aleich geblieben ist; während alle anderen Länder ringsherum

sich allmählig vollständig verwandelt haben und gegen früher zur Unkenntlichkeit entstellt sind, ist Egypten noch heute der Garten zwischen zwei Wüsten, der es bereits in den ältesten Zeiten gewesen. Seit jeher von seinen jeweiligen fremden Herren nur als Lastthier angesehen und bis auf Blut ausgepreßt, wäre der Fellah schon längst vom Erdboden verschwunden, wenn er nicht immer neue Lebenskraft aus seinem unerschöpflich scheinenden Lande gezogen hätte. Der Feldzug Napoleons war für den Fellah ohne Bedeutung geblieben, erst die lange Regierung Muhammed Ali's nach der Befreiung von der Mamelukenherrschaft brachte ihn in Berührung mit Europa. In der feiselndsten Weise berührte der Vortragende die allmählig immer größeren Umfang gewinnende Bekanntheit mit europäischer Kultur, die dem Fellah allerdings zunächst nur ungeheure Opfer an Arbeitskraft und Geld aufzulegte — Arbeit in den im größten Stile angelegten Baumwollensplantagen ohne eigenen Vortheil und am Sueskanal — bis unter Ismail Pascha eine Besserung eintrat, indem sich die Grundzüge einer milderen, menschenwürdigeren Behandlung Bahn brachen. 1861 wurde der erste Dampfzug in Betrieb gesetzt und nach kurzem fand sich dergleichen, sowie zahlreiche andere maschinelle Schöpfungen Europas, im ganzen Lande weitverbreitet. Doch mit diesen europäischen Erzeugnissen übernahm Egypten auch zu seinem Unheil die Kunst, Staatsschulden zu machen, in gleich durchgreifender Weise, so daß das Staatsbetrie von 7 auf 100 Millionen Pfund Sterling stieg. Mit dem enormen Sinken der

Arm hatte sie gesprochen. Und so allein, so verlassen! Ein Thier war besser daran als sie. Wer nimmt sich eines hilflosen Thieres nicht an? Sie konnte vor den Augen der Menschen zugrunde gehen und keiner rührte einen Finger zu ihrer Hilfe. Er hatte es ja heute gesehen an dem Unmuth seiner Knechte, an den schänen, fast erschreckten Blicken, mit denen sie ihn betrachteten. . . . Was war die Ursache dieser unerbittlichen Herzenshärte, dieser Strenge, die nicht heftiger, nicht maßloser sein konnte, wenn jeder sein eigenes geschädigtes Recht vertreten würde? . . . War es das Ungeheure der That, oder — weil es seinen Vater betroffen, auf solche Weise betroffen, ihn, die angehebenste, geehrteste Person im Orte?! Ja, der Name seines Vaters war das erhöhte Gewicht an ihrer Schuld, das die Schale ganz zu Boden drückte.

So graute der Morgen und Stefan stand auf; er hatte in dieser Nacht kein Auge geschlossen. Halbangekleidet ging er nach dem Hof, um am kalten Brunnen sich zu waschen, Kopf und Hals am frischen Wasserstrahl zu erquickeln und dadurch das innere gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Wäre er nicht aufgestanden, so wäre er gewedt worden. Janek der Pferdeknacht kam aus dem Stall mit einer schlimmen Botschaft auf ihn zu.

Eins der Pferde, mit denen er gestern das Holz eingeführt, hatte schon abends, als er heimgekommen, nichts fressen wollen, nachts Zeichen großer Unruhe gegeben; jetzt lag es, alle Viere von sich gestreckt, mit Schaum vor dem Munde und halbverglaszten Augen.

Stefan trat in den Stall. Er verhielt sich so, wie der Knecht gesagt, und das schöne, kräftige Thier, dessen braunes, glänzendes Fell kalter Schweiß bedeckte, das sich stöhnend und in Zuckungen wand, oot einen bejammernswürthen Anblick.

„Und das kommt alles von dem verdammten Weibsbild, der Bozena, her,“ sagte jetzt Janek. „Hättet Ihr sie liegen lassen, wo Ihr sie getroffen habt, Herr Stefan, so wär' das Unglück nicht geschehen, ich hab' Euch gewarnt.“

„Was hat das Mädchen mit dem erkrankten Thier zu schaffen?“ fragte Stefan mit gerunzelter Stirn.

„Das ist eine verfluchte Heze, der jeder ehrliche Christenmensch aus dem Wege gehen sollt,“ versetzte der Knecht unbeirrt. „Was sie anblickt oder anrührt, wird zum Unheil. Das Pferd hat sie gezoogen, nun muß es draufgehn.“

„Unsin, Janek, Unsinn!“ rief der junge Mann. „Das Thier hat den Lungenbrand, du wirst ihm wohl, erhitzt wie es war, zu trinken gegeben haben.“

„Nun soll ich es gar verschuldet haben!“ sprach der Knecht geizert. „Wie wenn ich nicht wüßt mit Thieren umzugehen. Seit fünf Jahren bin ich hier bei den Pferden und mir ist nie das kleinste Unglück zugekommen. Ich hab' gewartet, wie immer, mit dem Trinken geben, bis sich die Thiere abgekühlt hatten. Nur die verfluchte Person ist schuld daran. O, ich sag' Euch, die versteht's. Einmal hat sie mich gebissen, und da wollt' die Wund' in vierzehn Tagen nicht heilen und ich hab' doch schon Bisse von Pferden dabongetragen und die wurden in zwei Tagen wieder gut,“ fügte Janek wie in logischer Beweisführung hinzu.

„Warum hat sie dich denn gebissen?“ fragte Stefan aufmerksam werdend.

„O wüßt Ihr, ich traf sie einmal im Feld allein,“ sagte Janek vertraulich und mit einem rohen und zugleich dummen Lachen. „Und ich hab' gedacht, Müdel bleibt Müdel und zum Teufel, drall ist sie auch, und an ihrer Ehr' — kann nichts mehr abgehn . . . mach dich an sie! . . . Da biß sie mich in den Arm, ich sag' Euch, mir ist Sehen und Hören vergangen und Schmerzen hatt' ich, als hätt' des Teufels Großmutter selber ihre Zähne in mein Fleisch geschlagen.“

Stefan wandte sein Gesicht ab, um die dunkle Röthe des Zornes nicht sehen zu lassen, die seine Stirn bedeckte.

„Hol' den Schloffer Petras, daß er nach dem Thiere sieht!“ sagte er dann mit unsicherer Stimme.

In diesem Augenblick trat der alte Semany in den Stall, er war durch einen anderen Knecht von dem Vorgefallenen benachrichtigt worden. Janek blieb bei seiner Aussage und seiner Beschuldigung, nur die Bozena Matuschek, die verfluchte Heze, sei an allem schuld; sie habe mit ihrem bösen Blick das Thier geschädigt, und so erfuhr Gabor von dem ganzen Vorgang. Er sagte in Gegenwart des Knechtes nichts, sondern wiederholte den Auftrag, den Schloffer Petras zu holen, der sich auf Thierkrankheiten wie kein Zweiter im Orte verstand.

Als sie allein waren, sagte er mit gerunzelter Stirn: „Wie kommt's, daß du schon zum zweitenmal auf diese Weise für jene Person eintrittst?“

„Ja, wie es kommt, das weiß ich selber nicht,“ versetzte Stefan so ruhig wie möglich. „Ich komm' immer eben dazu — und da ich die Noth eines Thieres nicht sehen kann, umso weniger die . . . eines Menschen. — Und ich weiß, Vater, Ihr hättet das erste, wie das andere mal, auch nicht anders gehandelt.“

„Was ich gethan hätt', weiß ich nicht, aber das weiß ich bestimmt, daß die Leute es von dir ganz anders auffassen,“ sprach Gabor anmüthig. „Jetzt kann ich mir auch das Gezißel und Gemunkel gestern abend denken, das immer aufhorbe, wenn ich dazu kam, als wollt' sich keiner damit an mich heranwagen. Auch die Worte Hanka's beim Gutenachtgenuß sind mir jetzt klar: Der Stefan scheint's ja darauf abzusehen, auf eigene Weise von sich im Orte reden zu machen . . . Und als ich sie fragte, was sie damit meinte, erwiderte sie mit einem spöttischen Lachen: Fragt nur den Stefan, der wird's Euch schon sagen.“

„Ich hätte dich noch gestern zur Hebe gestellt, aber du warst schon zu Bette gegangen, und so — hab ich es jetzt von Janek erfahren. Ich sag' dir, Stefan, geh' jenem — Frauenzimmer aus dem Wege! Wenn du sie auf einer Seite der Straße siehst, so weich' auf die andere aus. — Man ist Großmuth von uns Semany's gewöhnt,“ fügte er in seiner selbstverwöhnten Art hinzu, „sie darf aber nicht jene Grenz' erreichen, wo sich die Menschen nicht mehr in ihr zurechtfinden. Man wird sagen, daß — dir das Andenken meines ermordeten Bruders gleichgiltig, oder — man wird vielleicht auch etwas anderes sagen.“

Waumwollenpreise trat dann der Zusammenbruch dieser einzigen, für das Land wichtigsten Industrie ein, an deren Stelle man nunmehr eine in gleich großartigem Maßstabe errichtete Zuderproduktion zu setzen suchte. Das Kleinlat war eine der traurigsten Misshandlungen, die im Orient unter europäischer Einwirkung eingetreten ist: um 2 Milliarden europäischen Geldes nicht verloren gehen zu lassen, schritt man zur Abiehung Ismail Bahas. In dem dieser Katastrophe folgenden allgemeinen Zusammenbruch blieb, wie immer, nur der Fellah übrig, der nun wieder zum Wbaraonenpflug zurückgriff; aber er hatte doch manches von der europäischen Kultur gelernt. Er muß die ganze ungeheure Schuldenlast tragen und wird im Stande sein, auch das jüngste Verhängnis zu überwinden, wenn ihm Europa Ordnung, leibliche Rechtspflege, Freiheit des Erwerbs und Sicherheit des Besitzes giebt. Die europäische Kultur, mit welcher der Fellah bisher in Berührung gekommen, bechränkt sich in ihren guten Einwirkungen zunächst auf Eisenbahn, Dampfschiffe, Dampfzug bei Baumwoll- und Zuderindustrie — von den schädlichen Seiten derselben, wie sie Europa dem Afrikaner bietet: Pulver und Schnaps, ist er bisher noch verschont geblieben — in Beziehung auf das, was wir als höhere Kultur bezeichnen, Kunst und Wissenschaft, gilt für ihn, wie für ganz Afrika ein: „Noch nicht.“

Literatur und Kunst.

— Demnächst wird vom Stallmeister Sr. Durchl. des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, Verthold Schönbeck, im Verlag Friele & von Puttkamer in Dresden ein „Fahrbuch“ erscheinen, welches wohl berechtigt sein dürfte, die Aufmerksamkeit aller interessirten Kreise in regster Weise auf sich zu lenken. Der Verfasser, dessen im vorigen Herbst erschienenen Werk „Das Scheuen der Pferde“ bedeutenden Erfolg erzielte, tritt hier wiederum mit seiner langjährigen Erfahrung für eine Sache ein, welche für unser ganzes Verkehrsleben von großer Bedeutung ist.

— Dr. Karl Ruß, „Lehrbuch der Stubenvogelzucht, Abzucht und Zucht.“ Neue Ausgabe. Mit 3 Farbendrucktafeln und 96 Abbildungen im Text, in 17 Lieferungen à 1,50 M. (Magdeburg, Kreuz'sche Verlagsbuchhandlung). Im Abschnitt Vogelhandel, den die 16. Lieferung fortführt, giebt der Verfasser zunächst eine sehr eingehende Uebersicht des Vogelmarkts in seiner gegenwärtigen Entwicklung. Daran reiht er ein Verzeichniß aller bisher überhaupt lebend eingeführten fremdländischen Stubenvogel mit Angabe des ersten Förders und der hauptsächlichsten Eigentümlichkeiten einer jeden Art, wie Zuchtbarkeit, Häufigkeit oder Seltenheit im Handel, auch Sprachbegabung u. a. Dann sind die ersten und hervorragendsten Züchter, Förders und Kenner auf allen verschiedenen Gebieten der Vogelzucht und Liebhaberei

In diesem Augenblicke trat Schloffer Petras ein und machte dem Gespräche ein Ende. Er untersuchte das Thier und bestätigte, was Stefan gesagt; es war der Lungenbrand und das Pferd nicht zu retten. Es mußte schleunigst getödtet und der Körper an einer entfernten Stelle eingegraben werden, um Ansteckung bei den anderen Thieren zu verhüten.

Die Stimmung im Hause war verdorben. Der alte Seman ging mit geirrteter Stirne umher. Der Verlust des schönen Thieres ging ihm nahe, auch ließ ihn der Schaden von hundert oder noch mehr Gulden nicht gleichgiltig.

Hanka reizte Stefan beim Frühstück mit spitzigen und höhniischen Worten, daß er übereifrig sei, einen seltsamen Wohlthäter zu spielen, und daß er sehr bald in den Geruch großer Heiligkeit kommen werde.

Stefan zwang sich zur Ruhe und erzählte, wie es sich zgetragen, dann fügte er hinzu, daß, wenn er nochmals in die Lage käme, es ihm unmöglich wäre, anders zu handeln. „Und ich sag' dir, die Knechte und Mägde reden darüber

und machen sich über dich lustig.“ sagte Hanka spitz. „Und nicht nur das Gefinde, auch die Leute im Ort, sogar der Herr Werkmeister hat gestern darüber gespottet und gefragt, ob man diese besondere Höflichkeit in der Fremde lerne. Ich begreif auch nicht, wie man sich zu so etwas hergeben kann!“ schloß sie mit hartem und zugleich geringschätzigem Tone. „Ich hätt' seinen Finger gerührt, und wenn sie vor meinen Augen zugrunde gegangen wär.“

Stefans Gesicht bedeckte sich mit einer dunkeln Röthe. „Was die Knechte und Mägde sprechen, kümmert mich nicht,“ sagte er. „Aber du . . . du — du bist viel zu jung für deine Herzenshärte. Ich bin ein Mann und kein Schwächling, aber viel weisheitsreicher als du. Und wenn's mein Todfeind wär.“ fügte er mit dem Feuer einer schönen Empfindung hinzu, „ja wenn ich wüßt', daß er mich in der nächsten Stunde wieder angreifen würde, in der letzten, schweren Noth seines Lebens könnt' ich ihn nicht verlassen.“

(Kortf. folgt.)

Ueber die Reiseausrüstung für Ost- und Centralafrika.

Zu dem soeben herausgegebenen ersten diesjährigen Hefte der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde bringt der durch seine Reisen im centralen Afrika bekannte Forscher Paul Reichard eine interessante Abhandlung unter dem Titel: „Vorschläge zu einer Reiseausrüstung für Ost- und Centralafrika.“ Da sich das koloniale Interesse jedes Deutschen gegenwärtig gerade auf das genannte Gebiet des schwarzen Erdtheils konzentriert und die Redaktion dieses Blattes es sich besonders angelegen sein läßt, ihre Leser über alles, was in unsern Kolonien von irgend welcher allgemeiner Bedeutung vor sich geht, sowie über geographisches Wissen überhaupt möglichst auf dem Laufenden zu erhalten, so dürfte es nicht uninteressant sein, einen kurzen Auszug aus dieser nicht jedem zugänglichen 5 volle Druckbogen fassenden Abhandlung im folgenden zu liefern und die geehrten Leser damit bekannt zu machen, in welcher Weise ein Afrika-reisender sich zu seinem oft jahrelangen Fernbleiben von aller Kultur ausrüsten muß.

In einem kurzen Vorwort verwahrt sich der Verfasser zunächst entschieden gegenüber der Unterstellung, als wenn er mit dieser Publikation etwa Rathschläge geben wolle für Reisen in Afrika überhaupt. Manches allerdings mag nicht nur für andere afrikanische Reisen, sondern auch für Reisen in un-civilisirten Ländern überhaupt passen, allein die speziellen Rathschläge Reichard's gelten nur für das begrenzte Stück der ostafrikanischen Küste und dem Hinterlande mit Centralafrika. Die Rathschläge stützen sich auf die Erfahrungen, welche Reichard auf seinen mehr als hjährigen ununterbrochenen Reisen in jenen Gebieten gesammelt hat, und die dem Meinung, mit Ausnahme vielleicht der die Ausrüstung betreffenden Anweisungen, wesentlich Schwierigkeiten aus dem Wege räumen oder herabmindern helfen sollen, denn jeder mit der Reiseweise

nicht Vertraute wird mehr oder weniger hohes Lehrgeld bezahlen müssen und vieles wird für ihn erst später, nachdem er sich in die Verhältnisse eingelebt hat, durchführbar sein.“ Der Verfasser ist „dabei von dem Grundsatz ausgegangen, alle zum persönlichen Gebrauch nöthigen Dinge nicht auf das Allernothwendigste zu beschränken, sondern alles vorhanden sein zu lassen, was praktisch verwertbar ist und dazu beiträgt, durch möglichste Bequemlichkeit körperliches und geistiges Wohlbefinden herbeizuführen, da dieses vor allem dazu beiträgt, dem Reisenden seine ohnehin schwere Aufgabe zu erleichtern und ihn weniger empfänglich für unangenehme und schädliche Einflüsse zu machen.“ An vielen Stellen seiner Abhandlung zeigt Reichard, wie durch Unkenntniß oder Nichtbeachtung dieser schädlichen Einwirkungen, noch mehr aber durch übel angebrachte Sparsamkeit bei der Ausrüstung gegen das Wohl der Reisenden gesündigt und oft der ganze Erfolg des Unternehmens hierdurch in Frage gestellt werden kann. Durch das Fehlen eines guten Bettes, Zeltes oder Mosquitonezes z. B. wird der Anlaß zu anhaltender Schlaflosigkeit und damit verbunden hohe Empfänglichkeit für Fieber herbeigeführt, wie der Mangel eines bequemen Rehnstuhls tiefgreifende Nervenüberreizung hervorbringen kann. Selbstverständlich gilt dies nur für Reisen, die auf Jahre ausgebehnt werden.

Für je einen Europäer ist an Ausrüstungsgegenständen, wobei natürlich von wissenschaftlichen Instrumenten und Apparaten abgesehen ist, folgendes mitzunehmen: 1 Zelt, 1 Feldbett zum Zusammenschlagen, Bettzeug, 1 Mosquitonez, 1 Klapptisch, 1 Rehnstuhl zum Zusammenklappen, 1 solider Feldstuhl, Kochgeschirr, Beleuchtungsmaterial, 1 Toilettenkiste, mehrere Kleiderkisten, Holzstiften mit Zinkleinsatz, 1 große Apotheke, 1 kleine Apotheke, 1 Schreibkasten, Handwerkszeug,

genannt. Noch näher geht der Verfasser sodann auf den Vogelhandel, wie er sich über die ganze gebildete Erde verbreitet hat, ein, indem er namentlich ausführlich die Viehhaberei und den Handel in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz bespricht. Schon in dieser Uebersicht beginnt der Abschnitt: Verwendung der Vögel. In der Schlusslieferung (17) wird die Verwendung der Vögel zu Ende geführt und zwar zunächst mit einer Uebersicht und Kritik der von der obersten Postbehörde aufgestellten und bis jetzt bestehenden Bestimmungen. Dann folgt die praktische Anleitung zur Verwendung, erläutert durch Abbildungen zahlreicher Verbandskästle und aller für dieselben brauchbaren und notwendigen Geräthlichkeiten. So sind der Waldeck'sche Kanarienvogelkästle und Wessely's Ameisenbuppen-Verbandskästle die beiden letzten, also Abbildungen 95 und 96. Zum Schlusswort giebt der Verfasser ein Verzeichniß der bedeutendsten Käfigfabriken, Vogelnutterhandlungen, Nistkästenfabriken und Lieferanten aller übrigen Hilfsmittel der Stubenvogelpflege, Abrechnung und -Zucht. Ein ausführliches, ungemein reichhaltiges Inhaltsverzeichnis nebst Vorwort und den beiden Titelbildern bilden den Abschluß des „Lehrbuch“, welches in der That eine solch außerordentlich reiche Fülle an Belehrungsstoff und eine so umfassende Quelle alles Wissenswerthen auf dem Gebiet der Vogelkunde und Viehhaberei gewährt, wie kein andres Werk.

„Die Hauptgewinne der königl. sächs. Landes-Lotterie von 1832 bis 1888.“ Das unter diesem Titel vor-

kurzem im Verlage von A. Haase (Könl. Buchhandlung) in Rittau erschienene statistische Werk ist vom Verfasser auch der königl. sächs. Lotterie-Direktion zur Prüfung vorgelegt worden, welche demselben daraufhin dadurch ihre Anerkennung für die sorgfältige Bearbeitung hat zuteil werden lassen, daß sie gestattet hat, das Werk auch durch die Kollektoren dem Publikum zugänglich zu machen. Wir bringen dies nicht allein deshalb zur Kenntniß unserer Leser, um sie darüber zu unterrichten, daß das Werk jetzt sowohl durch sämtliche Buchhandlungen als auch durch die Lotteriekollektoren bezogen werden kann, sondern weil aus der seitens der Lotterie-Direktion ertheilten Erlaubniß wohl mit Sicherheit angenommen werden darf, daß der Inhalt des Werkes thätlich die Beachtung aller Lotteriespieler in hohem Maße verdient.

* Auerl. Roman von A. G. v. Suttner. 3 Bände. Dresden und Leipzig, C. Hierons Verlag, 1889.

* Das Landhaus am See. Roman von C. v. Waldheim. Dresden und Leipzig, C. Hierons Verlag, 1889.

* Der Friede Gottes. Gedichte von Bruno Weis. Bremen. Verlag von J. Rühlmann's Buchhandlung (Gustav Winter), 1889.

Kleider, Schuhe, Flitzzeug, Waffen und Munition, Fischereigerätschaften, einige Konserven und Weine für Kranke.

Alle diese zur Ausrüstung gehörenden Gegenstände werden dann des Näheren beschrieben, ihre zweckmäßigste Herstellung durch Wort und Bild erläutert und hierbei auch den Sonderbedürfnissen der einzelnen Reisenden durch Ertheilung weiterer Rathschläge möglichst Rechnung getragen. Bei allen diesen Schilderungen wird aber wiederholt betont, daß alles von dem vorzüglichsten Material hergestellt sein muß und die Anfertigung, für die meisten Gegenstände in Europa selbst, möglichst persönlich von dem Reisenden zu überwachen ist. Sogenannte billige Einkäufe rächen sich aufs unangenehmste an dem unverständigen Delenomen.

Die praktischste Form für das nur zum nächtlichen Aufenthalt bestimmte Zelt ist die mit quadratischem Querschnitt, möglichst steilen Wänden und doppeltem Dach, von denen das innere Dach eben zwischen den oberen Rändern der Zeltwänden ausgepannt ist, während das äußere Dach von jenen Rändern nach oben in einer Spitze im Mittelpunkt des Zeltes zusammenläuft. Das ganze Zelt wird durch einen in der Mitte stehenden kräftigen und zerlegbaren Pfosten und durch vier von diesem in Dachhöhe rechtwinklig zu einander und in horizontaler Richtung abgehende Streden, welche nur durch Zapfen mit jenem Pfosten verbunden sind, gehalten. Außerdem dienen noch zu seiner Befestigung die bei jedem Zelte gebräuchlichen Vertauungen durch Spannstricke und Pföcke. Außer diesem Zelte für die Nachtruhe des Reisenden — am Tage hält er sich im Freien meist in einer aus Zweigen hergestellten Laubhütte auf — sind noch Zelte zum Unterbringen der Kisten nöthig, welche ja den ganzen Reichthum des Reisenden ausmachen und eben wegen dieses hohen Wertes einen entsprechenden Schutz erfordern. Diese Zelte werden am besten nach arabischem Modell einfach dachförmig hergestellt, am billigsten und leichtesten aus Baumwollstoff, wie man denselben zu diesem Zwecke in Sansibar kaufen und auch dort anfertigen lassen kann. Gestützt werden diese Zelte durch zwei Bambusstangen mit aufgelegter Längstange, welche die Hirt bildet und an beiden Enden etwas vorstehen muß. Die Thür befindet sich am Kopfe dieser Zelte, von denen jedes eine Trägerlast bildet. Ausführlich schildert der Verfasser das Aufrichten und Niederlegen und Verpacken seines eigenen Zeltes, welches ohne Holztheile 80 bis 100 Pfund wiegt.

Das Felbrett muß aus gutem Material, zusammenlegbar gearbeitet und nur mit Segelleinwand, also ohne Polsterung, überzogen sein. Die Breite darf nicht unter 75 cm betragen, die Länge richtet sich selbstverständlich nach dem Besizer. Als Bettzeug genügen zwei dicke und zwei dünne große Wollendecken (wegen der kalten Nächte), sowie 6 baumwollene große Bettlücken. Außerdem ist noch als Unterlage zur Abhaltung der vom Erdboden aufdringenden Feuchtigkeit eine weiße Gummidecke nützlich, schwarze werden klebrig und sind deshalb zu verwerfen.

Das Mosquitonez ist für die Tropen ganz unerlässlich und muß aus starkem, feinmaschigen Seidenmüll von weißer, grüner oder blauer Farbe bestehen, ohne Längsspalt und so groß sein, daß es, im Zelt über dem Bett aufgehängt, dasselbe vollständig einhüllt und ringsum unter die Wollendecke eingestopft werden kann. Auch gegen andere Insekten wie Skolopender, Scorpione oder gar gegen Schlangen ist man hierdurch während der Nacht hinreichend geschützt. Ein Referevenez und einige Stüchchen Zeug zum Glücken sind notwendig.

Der Tisch ist ein Klapptisch mit herausnehmbaren Füßen und von nicht über 75 cm Höhe. An Stühlen sind zwei notwendig, einmal ein Feldstuhl ohne Lehne von besonders starker Ausführung und dann ein bequemer Lehnstuhl. Der Verfasser bediente sich eines solchen aus dünnen Lanneneisen, der zu einem Stabe zusammengeklappert werden konnte und mit Segeltuch belegt wurde.

Auf die Einzelheiten, welche sich auf die Küchengerätschaften beziehen, soll hier nicht eingegangen werden, nur betont Reichard, daß die Kochgeschirre sich bequem in größeren Gefäßen, die zugleich als Eimer dienen, unterbringen lassen müssen. Besonders ist auch für die Zwiebeln ein eigener Behälter mitzunehmen, da sonst der Koch z. B. Chocolate, Pfeffer, Thee, Zucker, Zwiebeln u. s. w. in einem Gefäße unterbringt und durch letztere die ersteren Naturalien verdorben werden.

Im Bezug auf Spirituosen bezeichnet Reichard die Mitnahme von 12 Flaschen schweren Südwine oder Tokayer, 12

Flaschen Rothwein und einigen Flaschen Cognac schon als überreichlich und nur für Kranke bestimmt, „denn Spirituosen sind durchaus nicht notwendig für die Tropen, und wer sie doch nicht trinken kann, gehört nicht als Reisender dorthin.“ An Gemüsen rath der Verfasser, nur Erbsenwurst mitzunehmen; im übrigen findet sich in Afrika Gemüse und Fleisch im Ueberfluß. Allerdings sagt er noch: „Für den Neuling jedoch ist das Vorhandensein von Gemüsen ein Buch mit sieben Siegeln, und hat der Verf. z. B. oft erst nach Jahren Kenntniß vom Vorhandensein derartiger Gemüse gewonnen, denn die Eingeborenen werden, selbst wenn man sie auffordert, keine Auskunft geben, da sie bei dem Europäer voraussetzen, daß er in alles eingeweiht sei, und eine diesbezügliche Frage häufig so auffassen, als wolle man sie auf die Probe stellen, und andererseits ohne weiteres annehmen, daß Weiße derartige Gemüsekosten, die sie genießen, überhaupt nicht zu sich nehmen.“

Der Verf. zählt nun eine Menge Gewächse auf, die sich zur Vereitung vegetabilischer Nahrung eignen, und beschreibt zugleich die Zubereitung dieser Gerichte. Im einzelnen erwähnt Reichard besonders das Sorghum (die Negerhirse), das bei den Negern dieselbe Rolle spielt wie der Reis bei den Chinesen, ferner den Mais, Maniot, Bataten (süße Kartoffeln), verschiedene Kürbisarten, Gurkengewächse, Tomaten, Palmentohl (das Herz von Phoenixpalmenköpflingen), Reis, Hülsenfrüchte, Bananen, Arrow-root und Zuckerrohr sowie Honig.

An Eiern und Fleisch ist auch Ueberfluß, namentlich da die Neger vielfach die Eier als Excremente der Hühner betrachten und dieselben verabscheuen. Manche der Eingeborenen wenden sich beim erstmaligen Anblick eines Eier essenden Europäers mit Abscheu zur Seite. Der Verfasser führte, um den Genuß frischer Eier ständig zu haben, auf seinen Reisen stets 20 Hühner mit einem Hahn in weitausläufigen Weidenländen herum. Als Kuriosum erwähnt er noch, daß seine Leute vielfach trotz ihres Abscheus vor den Eiern doch brütende Hennen in Körben mitschleppten, um die ausgetrockneten und erwachsenen Jungen später an die Kühe zu verkaufen. Wildes Geflügel und anderes Wild kann man stets haben. Die niere Jagd liefert Perlhühner, Frankoline, Enten, Gänse und Tauben, die hohe Jagd Elefanten, Nilpferde, Büffel, Straffen, Zebra, Antilopen, Schweine und Hasen. Auch Fische sind in Menge in den Flüssen, jedoch schwer zu fangen.

An Getränken steht obenan das Wasser, dann die Milch, aus welcher auch Käse und Butter hergestellt wird, endlich Meth (aus Honig), Bier (aus Sorghum) und nur an der Küste Palmwein.

In Bezug auf die mitzunehmenden Kleider stellt Reichard den Grundsatz auf, „sich genau so zu kleiden, wie man es bei den betreffenden Temperaturen zuhause zu thun gewohnt ist: bei Kälte warme, bei Hitze leichte Kleidung.“ Ist jemand gewohnt, zuhause wollene Unterleiber zu tragen, so bediene er sich ihrer auch hier, verseehe sich jedoch der Vorsicht wegen auch noch mit baumwollenen Unterleibern, da oft wollene für die Dauer unerträglich werden. Die Auswahl der Farbe der Kleider kommt auf die Beschäftigung und Liebhaberei des Reisenden an. Am besten sind hellgraue Stoffe, für Jäger graugrüne oder graubraune. Auf guten Sitz und Schnitt der Kleider ist besonders zu achten. Auch Leibbinden sind wegen der Dysenterie notwendig, ebenso ein Regenmantel (aber nicht von Gummistoff) gegen Regen und bei kalten Tagen. Als Kopfbedeckung empfiehlt Reichard die D' Jäger'sche Normalkopfbekleidung. Das Schuhwerk muß leicht und bequem sein sowie Doppelfohlen und breite Absätze haben. 3 Paar Schnürschuhe, 2 Paar Schaftstiefel und 1 Paar dicke Lederpantoffeln hält Reichard per Jahr und Mann für ausreichend. Die Toilettengegenstände sowie deren Kiste, ebenso die Kleiderkiste und die übrigen Holzlisten übergehen wir. Sie sind entweder aus dünnem Eisenblech oder aus Holz mit Zinkblech hergestellt.

Sehr wichtig sind die beiden Apotheken, die am besten von einem Arzt mit der nöthigen Gebrauchsanweisung zusammengestellt werden und von denen die kleinere zum Mitnehmen auf Ausflügen bestimmt ist und nicht über 15 Pfund wiegt.

Als Beleuchtungsmaterial werden Oellampen mit lose geschlagenen Dochten verwandt, da sonst das dickflüssige Palmöl nicht kapillar aufsteigen kann.

Der Schreib- und Handwerkskasten sowie das Nähzeug ist auch werthvoll. Besonders müssen aber die Waffen und die Munition von gutem Material sein. Reichard empfiehlt

Mausler- oder sonst eines der besseren Militärgewehre. Außerdem noch Revolver, für die schwarzen Begleiter Hinterlader, zum Theil auch Vorderlader.

Endlich müssen noch Schnüre und Taus von bestem Hanf mitgenommen werden; eiserne Ketten, Halsseilen und Handschellen für Sträflinge dürfen gleichfalls nicht unterschätzt werden.

Neben den bisher genannten mehr zur Bequemlichkeit des europäischen Reisenden dienenden Gegenständen bilden aber das unerlässlichste und kostspieligste Requirat jeder Afrikareise die Lasten, in denen außer jenen Gegenständen auch die Artikel für den Tauschhandel im Innern und der Lohn für die Träger und übrige fremde Begleitung des Reisenden steckt. Denn wie bei allen Reisen unter uncivilisirten Völkern wird auch hier alles in Waaren bezahlt, so auch der Lohn für Arbeitsleistung. Ueber die Verpackung und Behandlung dieser Lasten giebt der Verfasser treffliche, praktische Winke, die wir aber nur kurz andeuten können. Die Lasten werden in drei Arten hergestellt und dementsprechend getragen. Die erste Art, meist für die Baumwollstoffe u. dergl. benützt, besteht in einem länglichen, fest zusammengeschnürten Ballen, der für sich wieder in einem Gerüst von 3 an den einen Ende fest zusammengebundenen, kräftigen und biegsamen Holzstangen ruht und mit diesem verschmürt ist. Diese Last, Mumbaba genannt, wird abwechselnd auf den Schultern oder auf dem Kopfe getragen. Bei der zweiten Art, dem Mballa, wird die in 2 gleiche Theile getrennte Last an einer kräftigen Stange an den Enden festgebunden und meist auf der Schulter getragen. Die dritte Art, Mtau, wird in der Mitte einer kräftigen Stange angebracht, von 2 Leuten getragen. Die Tatata endlich sind allerhand Gegenstände, welche man nicht ordentlich hat unterbringen können, die sich aber immer finden und mitgenommen werden, weil sie zum Wegwerfen zu werthvoll sind. Ihr Schicksal ist meist das, daß die Schwarzen diese Gegenstände absichtlich unterwegs verlieren.

Für den Europäer setzt sich die für die Reise erforderliche Karawane zusammen aus: 1. den Pagasi-Trägern, 2. den Askari-Beobachtungsmannschaften, 3. den persönlichen Dienern und 4. den Banjampara-Beiräthen, Vertrauensmännern u. in einer Person. Die Pagasi rekrutiren sich meist aus Sklaven, die von ihren Herren verdungen werden, oder aus solchen Eingeborenen, die aus dem Innern mit einer Karawane nach der Küste gekommen sind und nun nach ihrer Heimath auf demselben Wege zurückkehren wollen. Die Askari sind Kriegerhorden, meist aus dem Innern, die sich dem Reisenden zur Kriegsführung bezw. Vertheidigung verbinden und ihm beim Aufschlagen des Lagers u. behüßlich sein müssen. Die Diener bestehen aus einem Kammerdiener, einem Koch, einem Leibjäger und je einem Küchen- und Lampenjungen. Die Banjampara nützen besonders dem Reisenden durch ihren Einfluß auf die Träger. Am besten läßt man eine solche Karawane an der Küste durch einen der dort ansässigen, hiermit vertrauten Indier ausführen, der auch meist für die Träger und anderen Begleiter Garantie gegen Fluht u. übernimmt.

Die Behandlung der Träger erfordert äußerste Konsequenz, Bestimmtheit und Gerechtigkeit. Am meisten schadet Brutalität und Festigkeit, vor allem aber Schimpfen und Thätlichkeiten, wenigstens eigenhändig. Strafvollziehungen sind daher besser nach öffentlicher Verhandlung von Untergebenen auszuüben. Seltsam klingt die Angabe Reichard's, daß die Brauchbarkeit des Negers vom Wetter abhängt. Warmes, gutes Wetter macht ihn hiernach feißig und willig, Kälte störrisch und schwer zu bewegen, die Feuerstellen zu verlassen,

Regenwetter macht sie völlig stupide, bumm und unbrauchbar zu jeder Arbeit. Vor allem ist der Neger mit vollem Wagen zu allem brauchbar, beim Hungern entläßt er bald, außer wenn allgemainer Mangel an Lebensmitteln herrscht.

Die Askari tragen viel zum Gelingen des Unternehmens bei, da der Eindruck kriegerischer Stärke stets das Ansehen erhöht. Deshalb sind 50 Askari für die Karawane nicht zu viel. Ueberhaupt muß man sich das Vertrauen der Askari zu gewinnen suchen, ohne dabei natürlich das eigene Ansehen zu gefährden. Dasselbe gilt von den Banjampara.

Es kommen dann noch interessante Angaben über die Lohnverhältnisse sowie über die Strafen, mit denen man, wenn sie verdient sind, nicht zu larg sein soll. Auf Mord steht unerschütterlich standrechtliches Erschießen. Hieran schließen sich noch Angaben über das Reisen selbst.

Die beste Zeit zum Aufbruch von der Küste sind die Monate nach Ablauf der Regenzeit, also Juni bis August. Unter Flintengehalles, Reihesegeln, Trommel und Trompetenklang erfolgt dann der Abmarsch vom Ausgangspunkte an der Küste. An der Spitze des Zuges schreiten 10 bis 12 Bewaffnete, hinter diesen der Fahrenträger, die Fahne selbst spielt eine große Hauptrolle, da beim Stillstand der Karawane niemand über die Fahne vorn hinaus darf. Dann folgen wieder Askari und der Reisende, hierauf wieder Bewaffnete und die Trommler und endlich in langem Zuge die Träger, zum Schluß wieder Bewaffnete. Der erste, der Führer, der Träger ist ein besonders reise- und wegekundiger Mann. Auf seiner Last trägt er den geweihten Hahn, mit einem Fuße festgebunden, den er im Lager freiläßt. Dieser Hahn zeigt mit seinem Krähen mit großer Genauigkeit den nahenden Tag an und spielt eine große Rolle, da kurz nach Tagesanbruch der Tagemarsch beginnt. Auch über die Wahl der Lagerstellen giebt Reichard gute und beherzigenswerthe Rathschläge und warnt zum Schluß bei Angriffen feindlicher Stämme den allzu Friedliebenden zu spielen, da dies die ganze Expedition gefährden kann.

Um endlich den geehrten Lesern noch einiges über den Küchenzettel eines centralafrikanischen Reisenden mitzutheilen, sei folgendes erwähnt.

In besseren Zeiten:

Morgens vor Aufbruch der Karawane oder auf der Station: Bananenbrötchen mit Thee.

Mittags: Büffelsuppe mit Maxl, gekochtes Büffelfleisch mit Gurken Salat, gedämpfte Büffelmieren mit gekochten Balaaten; Dessert: Bananenkompot und frische Bananen, Kaffee.

Abends: Büffelfleisch mit gekochten Bohnen, gebackene Büffel-Leber mit Kürbissblättermenge und Sezeien; Dessert: Bomunda.

In sehr schlechten Zeiten:

Morgens: Kaffee mit 6 kleinen gerösteten Sorghumbrotchen.

Mittags: ein Teller Sorghumbrei und ein halbes gebratenes Huhn.

Abends: ein halbes gebratenes Huhn, kalt mit 3 Sorghumbrotchen.

Es wäre durchaus nicht uninteressant, wenn durch Vermittelung des verdienstvollen Vorsitzenden des halle'schen Vereins für Erdkunde einmal in einer der Vereinstagungen nach dem in der Reichard'schen Abhandlung niedergelegten Kochbuche das eine oder andere Gericht den Mitgliebrern zum Kosten hergestellt würde, wie es ja vor einigen Jahren mit dem Paraguay-Thee so trefflich gelungen war. Ein Mittagbrot in afrikanischer Weise à la Reichard, wie wir es oben näher kennen gelernt haben, kann gar nicht übel schmecken.

D. P. C.

Tand- und Hauswirthschaft.

Der Büffel als landwirthschaftliches Nutzthier.*

Von Hugo Wilhelm.

Der Büffel (Bubalina) bilden eine den Rindern zwar nahestehende, aber doch gewisse Eigentümlichkeiten zeigende Gruppe, und gehören gleich dem Hausrinde in die Ordnung der Wiederkäuher (Ruminantia), in die Familie der Hornthiere (Cavicornia) und in die Sippe der Rinder, welche die dritte Unterfamilie der Hornthiere bildet.

* Aus „Nübling's Landwirthschaftliche Zeitung“ entnommen.

Der Urtypus eines Büffels ist der Kaffernbüffel (Bos [Bubalus] Caffer). Er gilt als das stärkste und wildeste Thier dieser Sippe und ist nächst seinem gedungenen Körperbau von den übrigen Arten unterschieden durch sein eigentümliches Gehörn.

Ihm verwandt ist der gleichfalls in Afrika auf der Westküste lebende kurzhornige Büffel (Bos [Bubalus] brachyceros).

Weder von diesen beiden Büffelspecies, noch von den im neuen Welttheile in großen Heerden lebenden amerikanischen

Büffeln (*Bos bison*, *Bos americanus*) sind zahme Abkömmlinge bisher bekannt, obwohl sie sich in den zoologischen Gärten fruchtbar paarten und sogar kreuzten.

Hingegen hat der in Indien lebende Arni oder Arna (nach einigen Autoren auch Dschungli-Bius), das *Bos* (*Bubalus*) Arni, gezähmte Nachkommen, welche die asiatischen Inseln bewohnen und dort mit dem Namen Karabau (spanisch: Calabao) belegt wurden.

Der Stammvater des heute in Europa als landwirtschaftliches Nutztier eingeführten und in den Hausstand übergegangenen, vollständig gezähmten Büffels (*Bos bubalus*, *Bubalus vulgaris*) ist der noch gegenwärtig in Indien lebende „Widbüffel“ und entweder der Arni, von dem sich unser Büffel nur durch seine kürzeren, gebogenen Hörner und das reichere Haar unterscheidet, oder eine diesem verwandte wilde Art. Der letzteren glaubt man mehrere annehmen zu dürfen, und ist man bisher nicht imstande gewesen, die zum Theile nach dem Gehörne bestimmten Formen untereinander zu vergleichen, und dadurch alle Zweifel an der Artenverschiedenheit zu widerlegen.

Bei dem Mangel irgendwelcher verlässlicher Angaben über die konstante Vererbung gewisser Eigenschaften der Büffel darf man von „Rassen“ dieses Nutztieres im eigentlichen Sinne des Wortes wohl nicht sprechen.

Nur einzelne Landtheile, in denen die klimatischen Verhältnisse den Lebensbedingungen desselben besonders günstig sind, und in denen man bereits zur Ansicht gelangte, daß eine zweckmäßige Fütterung und Behandlung das Tier leistungsfähiger macht, als die übliche Strohration und zwar bei äußerster Anspannung seiner Kräfte, sind ausgezeichnet durch schnellwüchsigeren und durchschnittlich auch größere Individuen. Es fehlt ihnen jedoch die Ähnlichkeit und Ausgeglichenheit der Formen.

Im königlich ungarischen Staatsgestüt zu Fogoroch in Siebenbürgen und in einigen größeren Wirtschaften Unterungarns betreibt man wohl jetzt schon, wenn auch sehr vereinzelt, gezüchtete Büffelzucht, doch sind dies eben erst Anfänge.

Thatsache ist, daß manche Thiere durch ein außerordentliches Vererbungsvermögen ausgezeichnet sind, daß z. B. von guten Milchkühen auch der Nachwuchs ein sehr milchergiebiger wurde, und daß Abzeichen hinsichtlich der Farbe sich leicht vererben. Ein „Blümchen“ oder eine „Blässe“ auf der Stirn, oder, was nicht gerade selten auftritt, ein größerer weißer Fleck auf irgend einem anderen Körpertheile, gelten deshalb bisweilen als Merkmale der Verwandten in der Herde einzelner Dorfgemeinden.

Selbst rein weiße Thiere, die als schöne Beispiele für echten Albinismus gelten können, sind nicht gerade selten und würden ich, den Erfahrungen und Versuchen einzelner Liebhaber zufolge, leicht fortzuchten lassen, wie unter anderem auch der seinerzeitige Baron Bruckenthal'sche weiße Büffelstamm zu Hermannstadt bestätigt.

Als verhältnismäßig groß und stark entwickelt gelten die Thiere aus einzelnen sächsischen Ortschaften Siebenbürgens*; kleiner sind im allgemeinen die in der ungarischen Tiefebene gehaltenen, und diesen am nächsten kommen hinsichtlich der Ausbildung der Körperformen diejenigen der Donauländer, Rumänien, Rumelien, der Türkei und Egyptens.

Wie schon erwähnt, ist die „Zucht“ der Büffel in den Ländern unseres Continents bisher ein noch sehr braches Feld, auf dem wohl einzelne Hebel ansetzen, um ihr die berechtigte Bedeutung einzuräumen, welche nur sehr allmählich auch in anderen Gegenden, so z. B. in Oesterreich, Deutschland u. a. anerkannt wird.

Selbst bestempfohlene landwirtschaftliche Lehrbücher und thierzüchterische Werke übergeben entweder den Büffel als Zugthier ganz, oder enthalten irriige Angaben über dieses Zugthier, dessen Stückzahl nach den letzten statistischen Erhebungen (1884) allein in Siebenbürgen 98,041 betrug, gegenüber rund 71,000 im Jahre 1880.

Da dieser Zunahme eine Abnahme in der Rinderhaltung gegenübersteht, geht wohl eigentlich schon aus diesem Verhältnisse hervor, daß dort die Eigenschaften des Büffels ge-

* Ein Theil des siebenbürgischen Sachsengebietes heißt volksthümlich wegen der schon im vorigen Jahrhundert dort hauptsächlich gehaltenen Büffel, das Land der Büffelochsen, zum Unterschiede von dem mehr durch Schweinezucht ausgezeichneten Theile der „Sped“-Sachsen.

schätfter, als diejenigen des Hausrindes sind. Es ist insbesondere die ganz außerordentliche Leistung als Zugthier, welche den schon oft genannten, schütter schwarzhaarigen Wiederläufer gegenüber seinen verwandten und im allgemeinen vorzüglicheren Stammesgenossen auszeichnet.

Doch ehe wir daran gehen, diese Eigenschaften zu erörtern, sei es gestattet, denjenigen Lesern, welche den Büffel nur als exotisches Thier, als Menagerieexemplare u. dgl. vor Augen zu halten gewohnt sind, anzuführen, daß derselbe recht gut im Klima Norddeutschlands gedeiht. In den zoologischen Gärten, z. B. Berlins und Posen u. a., wurde er den Winter über zumeist im Freien gehalten. Uebrigens haben diese Orte ein bei weitem weniger excessives Klima und weniger kalten Winter als etwa Hermannstadt, Mediasch oder eine andere siebenbürgische Sachsenstadt, wo der Büffel als verbreitetstes Hausthier gehalten wird. Der Sommer aber ist ihnen in den letztgenannten Gegenden zu heiß, und müssen die Thiere daher tagsüber öfter mit kaltem Wasser begossen oder in Bächen und Teichen gebadet werden, um vor den durch die Hitze bedingten Krankheiten geschützt zu bleiben, während ihnen unsere warme Jahreszeit zuträglich zu sein scheint, wenigstens enthielt keine Antwort von den Leitern einzelner zoologischer Gärten, denen der Referent einschlägige Fragen ein sandte, hierüber eine Anführung. Es wurde von ihnen vielmehr einstimmig die Meinung ausgesprochen, daß der Büffel, falls es der Nutzungszweck erheischen sollte, recht leicht und ohne Zweifel ähnlich unserem Hausrinde gehalten werden könnte.

Was die Nutzungsart dieses bei uns so wenig gekannten Wiederläufers anbelangt, so sei es gestattet, für heute zunächst der schon vorerwähnten, als Zugthier, ausführlicher zu gedenken. Ich stütze mich in meinen Anführungen nicht nur auf die in Siebenbürgen gesammelten einschlägigen Erfahrungen, als vielmehr auch auf diejenigen, welche z. B. in Preussisch-Schlesien hierüber gemacht wurden, und zwar in einem Klima, dessen mittlere Jahrestemperatur etwa 7,6° C. und die Sommertemperatur + 17,8° beträgt. So hatte Herr v. Thaler auf Powontan in Preussisch-Schlesien die Freundlichkeit, mir einige diesbezügliche Daten zukommen zu lassen. Auch der fürstliche Gutspächter Herr Weinchenk in Subrau bei Pleß schrieb mir, worfür ich an dieser Stelle meinen besten Dank zum Ausdruck bringe, daß seine beiden Büffelalbinen im schweren Zuge ganz Außerordentliches leisteten. So z. B. (wörtlich): „Ich benutze die Thiere zu allen Wirtschaftszwecken, als: zum Einführen von Gras im Sommer, zum Verführen von Gülle, Schlempe u. dgl. Die Thiere gehen alle Tage, sind genügsam im Futter, halten sich gut bei Leibe und sind ungemein stark. Eine Locomobile konnten 4 Pferde nicht fortziehen und diese 2 Büffelalbinen brachten es fertig, dieselbe aufs erste Anziehen fortzuschaffen.“

Der siebenbürgische Bauer, der Forstmann, der in unwegsamen Landtheilen, aus Schluchten, Bodenvertiefungen und Moränen und über steile Lehnen schwere Holzstämme fortzuschaffen hat, vermöchte dies nicht ohne die Kraft der Büffel.

Freilich darf man nicht Ansprüche auf allzeit große Geschwindigkeit der Bewegungen dieser Thiere stellen, diese kommt etwa gleich derjenigen eines nicht zu hoch gestellten Ochsen. Was jedoch die „absolute Kraft“ des Büffels anbelangt, so ist dieselbe, wie verschiedene Versuche konstatiren, eine entschieden größere als die der größten Zugochsen, selbst der größten Stärke der Niederungsrasse (*Bos taurus primigenius*) Ungarns und Siebenbürgens. Es wurde dies wiederholt auch von mir durch Zuhilfenahme des Dynamometers erprobt und hierüber an anderer Stelle berichtet, doch sei es der Objektivität des Urtheils halber gestattet, hier eines auf der königl. ungarischen Staatsdomäne Fogaras vorgenommenen diesbezüglichen Versuches zu gedenken: „Es wurden nach Dr. Ofner 2 gute Büffelochsen und 2 Ochsen von sehr guter Konstitution, dem siebenbürgischen Schlage angehörig, hierzu verwendet. Die Thiere wurden einzeln in ein Einzeljoch gespannt, mit einer Kette an den Kraftmesser und dieser mit einer Kette an einem Beine befestigt, die Thiere wurden zur möglichst maximalen Kraftäußerung angetrieben. Das Resultat war folgendes:

	Bel. Länge		Widerristhöhe		Brustumfang		Gewicht		Kraftleistung	
	cm	cm	cm	cm	cm	kg	kg	kg	kg	
Büffel I	213	149	116	652	875					
„ II	207	154	222	673	800					

Bei Ochse I und II war die Kraftleistung 650 bezw. 550 kg:

Es war also die durchschnittliche Kraftleistung der Büffel etwa 28,5 Proz. höher als die der Ochsen. Die absolute Kraft der Muskeln des Büffels ist insbesondere deshalb eine sehr bedeutende, da die Querschnitte derselben im Verhältnis zur Muskelfaserlänge größer und die Muskeln daher relativ dickere und kürzere, also leistungsfähigere sind, als aus relativ langen Fasern zusammengesetzte Bewegungsorgane. Weitere Vergleiche der Büffelmuskeln mit denen des Kindes ergaben, daß die Strecker sehr kräftig entwickelt sind, welche im Vereine mit der massigen Ausbildung des Büffelvordertelles, des Kopfes, der Vorderbrust und der Schulter, diese Thierart zum „schweren“ Zuge besonders ausrüsten.

Zu Majol- und sonstigen tieferen Bearbeitungen des Bodens, welcher nicht durch zwei Zugochsen bewältigt werden könnte, wird der Büffel, zumal auf zähem, feuchterem Boden, sich besonders bewähren.

Da, wie schon erwähnt, die Geschwindigkeit eines Zugochsen der deutschen Rassen keine größere als die des Büffels ist, so wäre durch die Anführung dieser Thatsachen allein dem Büffel als Zugthier der Vorzug zu geben. Doch um vieles mehr würden wir uns zugunsten desselben entscheiden, wenn man in Betracht zieht, wie wohlfeil die Haltung und Fütterung dieses Thieres den vermögteren Ochsen unserer Landschläge gegenüber zu stehen kommt. So schreibt z. B. auch das in seinen Angaben im allgemeinen sehr verlässliche Meyer'sche Konversationslexikon hierüber: „Die Büffel begnügen sich mit dem „schlechtesten“ Futter, welches alle übrigen Hausthiere verschmähen, und gedeihen dabei vortreflich.“ Weizen, saurer Heu und Schilf, wie das Stroh der Wintergetreide, ist für gewöhnlich das Futter der Büffel, wobei man nicht etwa das letztere besonders zubereitet, ja für gewöhnlich das Weizenstroh nicht einmal häcksel! Im Winter wird solches, wie ich wiederholt Gelegenheit zu beobachten hatte, mit Schnee und Eisstücken behaftet, vom Felde geholt und so ohne weiteres den Thieren in die Krippe geworfen!

Es ist eine Thatsache, daß der Büffel fast unverdauliche Futtermittel, wie z. B. das Schilf, Stroh u. dgl. zu verdauen vermag, trotz seines relativ kurzen Darmkanales, und scheinen die Verdauungsfähigkeiten intensiver zu wirken, worüber jedoch wissenschaftliche Untersuchungen noch nicht vorgenommen wurden. Ein besonderer Vortheil der Verwendung des Büffelviehes zum schweren Zuge liegt auch noch darin, daß seine Haut vermöge ihrer Dicke sich nur selten aufreißt, und daß seine dichten, im Wasser nicht weich werdenden Klauen, trotz andauernden Aufenthaltes auf schlammigem Boden und nassen Wegen, von Krankheiten nicht befallen werden. Die vorerwähnte große Leistungsfähigkeit in der Verrichtung schwerer Zugarbeiten äußert der Büffel trotz der primitivsten und seinem anatomischen Bau gegenüber irrationalsten zu bezeichnenden Anspannungsvorrichtung, denn an der verlängerten Wagenschleife stark befestigten ungarischen „Doppelschleife.“ Dasselbe liegt nicht genügend an — noch weniger als an dem ausgeglicheneren Vordertheile des Kindes — es hat daher seinen festen Halt und ist um vieles außerhalb der idealen Zuglinie gelegen. Viel günstigere Wirkung würde man in dieser Hinsicht durch den Gebrauch des Stirnjoches erhalten, das an einer Körperstelle aufliegt, an der es sich so gut an die Formen der festen Unterlage anschmiegt und so ermöglicht, daß das Thier seine volle Muskelkraft zur Geltung zu bringen vermag. Da es hauptsächlich das „sehr mächtige“ Stirnbein ist, welches das Skelett des Büffelkopfes von dem des Kindes unterscheidet, nimmt es Wunder, warum unsere Landwirthe, die den Werth ihrer Büffel als Zugthiere nicht unterschätzen, bei denselben die Stirnjochbespannung nicht schon längst in Anwendung brachten! Als Grund für das Beibehalten des Nackenjoches läßt sich nur annehmen, daß der Büffel seiner dickeren Haut halber weniger zu Krankheiten derselben neigt und daher Verwundungen, Entzündungen u. s. w. infolge der Reibungen durch das Joch nur selten zu bestehen hat, und daß schließlich die Leistungen des Büffels auch bei der bisherigen Bespannungsart um vieles die aller anderen Zugthiere übertragen.

Schließlich sei es noch gestattet, den schlechten Ruf des Büffels hinsichtlich seines Temperaments und der Gefährlichkeit zu berühren. In Ungarn und Siebenbürgen, insbesondere im letzteren Lande bestehen Dörfer, auf deren Fluren 200 und mehr Stück von einem „einzigen“ Hirten bewacht werden.

Die hörte ich während meines langjährigen Aufenthaltes in dortiger Gegend von irgend einem Falle der Bösartigkeit dieser Thiere, dieselbe pflanzt sich vielmehr, und zwar leider auch in unseren Lehrbüchern und wirtschaftlichen Werken als große Uebertreibung fort, obwohl wiederholt in den Fachzeitschriften auf diesen Uebelstand aufmerksam gemacht wurde. Zum mindesten ist es geradezu unwahr, daß sich der Büffel nur mittels des Nasenringes und des Stachels bändigen lasse — in Ungarn und Siebenbürgen wenigstens gelangt keines dieser Zwangsmittel zur Anwendung und folgt das Thier dort willig sogar dem Rufe des ihm bekannten Kindes. Doch auch z. B. in Bulgarien, Rumelien und der Türkei u. dgl., wo viele Büffel gehalten werden, ist der Zuruf oder höchstens die Peitsche das allein gebräuchliche Lenkungsmittel und bezeichnet auch Kaniz in seinen Beschreibungen orientalischer Länder, Sitten und Gebräuche, den Büffel als „leicht lenkbar“ und „sanft.“

Warum sich der deutsche Landwirth nicht allgemeiner dazu entschließt, Büffel für den oben beschriebenen Zweck zu halten oder doch zunächst einen Versuch zur Einführung dieser Thiere zu machen, ist um so weniger leicht zu erklären möglich, als der Preis derselben nur etwa $\frac{2}{3}$ bis $\frac{3}{4}$ desjenigen der Zugthiere der bei uns häufig verwendeten Stücke der ungarischen Niederungsrasse beträgt.

Vielleicht gelingt es, allmählig mehr Interesse für diesen Gegenstand zu gewinnen, wenn die Nachkommen der in den Zoologischen Gärten gehaltenen Büffel als Versuchsexemplare für den gedachten Zweck gezogen werden — anstatt dieselben, wie es bis jetzt zumeist geschieht, an den Schlächter abzutreten.

Düngen der Korbweidenpflanzungen.

Man ist bisher der Ansicht gewesen, daß die Weiden als wilde Holzpflanzen keine Düngung nöthig haben. Diese Auffassung ist jedoch nicht richtig. Es soll damit nun zwar nicht gesagt sein, daß dasselbe zum Wachsen derselben unbedingt nöthig ist, da wir damit doch auf sehr energischen Widerstand stoßen würden, indem man uns erwidern würde, sie sind doch bisher gewachsen, ohne gedüngt worden zu sein, sondern es ist dies im Hinblick auf den größeren Nutzen, den man bei einer Düngung erzielt, da die Korbweidenpflanzungen sich für eine solche Düngung außerordentlich dankbar erweisen, zu empfehlen. Die beste Zeit zu einer solchen Düngung ist im Winter, und kann man dieselbe entweder, indem man die Pflanzung mit Sauche gut düngt oder den sogenannten Weimbergdünger, also Kali Ammoniak-Superphosphat auf das Land gleichmäßig vertheilt, in Anwendung bringen. Eine Düngung mit beiden Arten hat einen noch größeren Vortheil. Der Erfolg, den man bei einer solchen Düngung erzielt, ist ein überraschender, da die Stütten, welche jeden Herbst geschnitten werden, dann noch einmal so lang werden, so darf man es auch an der Pflanze nicht mangeln lassen, sondern muß die Weiden im Frühjahr und im Herbst gleich nach dem Schnitt bedecken, da dies sehr vorthelhaft und zum guten Gedeihen derselben auch erforderlich ist. Sch.

Laubfroschbehälter.

Mancher Thierfreund würde sich zwischen seinen Zimmerblumen noch lieber die hübschen Laubfrosche halten, wenn deren Fütterung nicht mit so vielen Umständen verbunden wäre. In der Regel werden Einmachegläser als Käfige für die Frosche benutzt, welche oben mit einem Papier zugebunden sind; eine kleine Oeffnung in dieser Decke dient zum Einbringen der Fliegen. Da die Laubfrosche nur lebendige umherfliegende Fliegen schnappen und niemals todt als Nahrung zu sich nehmen, sie auch sehr gefräßig sind, so macht das Fliegenfangen immerhin viel Mühe. Ein praktisches Froschhaus läßt sich von einer gläsernen Fliegenfalle herstellen, welche auf 3 Füßen ruht, der Boden des cylindrischen Glasgefäßes ist kegelförmig aufgetrieben und die Spitze dieses hohlen Glasgefäßes abgebrochen. Dadurch entflieht in dem Glasbehälter auf dem Boden ein Raum zur Aufnahme von Flüssigkeit (Spiritus zur Betäubung und Tödtung der Fliegen, Wasser bei Benutzung als Froschbehälter). Man bringt aus feinem Drahtgewebe einen Deckel an, an welchem ein hölzerner Stab herunterhängt, an welchem Sitzbrettchen befestigt werden. Das untere Ende des Stabes trägt ein Gitterwerk, welches die Fliegen bequem durchschlüpfen läßt, das Hindurchzwingen des Frosches aber verhindert. Auch ist hier ein Trog angebracht für Lektarien für die Fliegen. Diese Vorrichtung bringt die Fliegen herbei, welche nach ihrer Sättigung im Glase umherfliegen und alsbald eine fette Beute der Frosche werden. Zur Vorsicht kann in dem Drahtgefäß auch eine kleine verthelbare Oeffnung angebracht werden, durch welche man selbst Fliegen einbringen kann. h.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.
Aufgabe Nr. 340.
 Von Hans Ulling in Wien.
 (Das interessante Blatt.)



(9+9.)

Weiß steht an und setzt im 3. Zuge matt.

Lösungen.

Aufgabe Nr. 334. Von Georg Chokolous in Wobensack. Weiß (6): Kg2, Dd1, La1, Sc5, Tc7, Bh3; Schwarz (9): Ke5, De7, Sd6, f7, Bb2, e6, d4, d7, f6; 3 Züge.

- | | | | |
|--------------------|---------------|------------|--------|
| 1. Dd1-b3 | f6-f5 | 1. | d4-d3 |
| 2. Db3-g3+ | f5-f4, Ke5-f6 | 2. Db5-b2+ | Ke5-f4 |
| 3. Dg3-g7, Se7-g8+ | | 3. Db2-d2+ | |
| 1. | Sd6-e4 | 1. | Sd6-f5 |
| 2. Sc5-d3+ | Ke5-d6 | 2. Se7-g6+ | Ke5-d6 |
| 3. Se7-f5+ | | 3. Sc5-e4+ | |

Richtig angegeben von G. Winter in Wöberitz.
Aufgabe Nr. 335. Von Ludwig Richter in Wien. Weiß (9): Kb3, De4, Lh7, Sc7, Bb5, e2; Schwarz (6): Ke5, Sf2, Bd6, e7, f6, f7; 3 Züge.

- | | | | |
|-----------------------------------|---------------------------|------------|---------|
| 1. Sc7-e6 | f7-e6: | 1. | f6-f5 |
| 2. e2-e3 | d6-d5, f6-f5 (8 beliebig) | 2. De4-f4+ | Ke5-e6: |
| 3. Dd4-e7, d4 (event. auch e4) +. | | 3. Df4-f5+ | |
| 1. | d6-d5 | 1. | f6-f5 |
| 2. De4-f4+ | Ke5-e6: | 2. De4-f4+ | Ke5-e6: |
| 3. Lh7-f5+ | | 3. Df4-f5+ | |

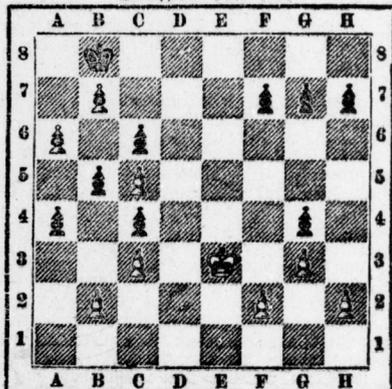
Richtig angegeben von Fr. Ohme in Wöberitz.
Aufgabe Nr. 336. Von A. Stabenow in Berlin. Weiß (9): Kb7, Da1, Lg4, Sc6, e4, Bb4; Schwarz (7): Kd5, Da1, Lb1, Ba6, e4, d6, d7; 2 Züge.

- | | | | |
|------------|---------|------------|-----------------|
| 1. De1-e3 | Da1-e3: | 1. | Lb1-e4: |
| 2. Se4-e3+ | | 2. Sc6-e7+ | |
| 1. | Kd5-e4: | 1. | d7-e6; od. bel. |
| 2. De3-f3+ | | 2. Se4-f6+ | |

Endspiel Nr. 41. Schluß einer von Dr. E. Fleckig (Weiß) ohne Anstich des Bretts gegebenen Partie. Weiß (12): Kgl, Dg6, Ld8, Se4, f5, Ba2, b5, e4, d4, e3, g2, h2; Schwarz (11): Kgs, Dd8, Tas, Lb6, Sa5, Ba7, b7, e6, e6, g7, h6; 4 Züge.

- | | | | |
|-----------------------------|--------|------------|--------|
| 1. Dg6-h7+ | Kgs-f8 | 2. Dh8-h8+ | Kf8-e7 |
| Wenn Kgs-h7, so 2. Se4-f6++ | | 3. Dh8-g7+ | Ke7-e8 |
| Kh7-h8 3. Se5-f7 (g6) +. | | 4. Dg7-f7+ | |

Endspiel Nr. 43.



(9+9.)

Wir erwidern die geehrten Leser, die vorstehende Stellung einem gewissen Studium unterwerfen und uns das Ergebnis ihrer Prüfung mitteilen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: J. G. Dr. W. Dorf in Halle.

Kleine Mitteilungen.

In der Berliner Schachgesellschaft begann am 20. d. Mis. der Kampf zwischen den 4 Eiguren — v. Schewe, Caro, Hüljen, Schallopp — um die von Herrn v. Heydebrand u. d. Lasa gestifteten besonderen Preise von 100 resp. 50 M. Die Partie Caro-Hüljen endete mit Remis, während v. Schewe gegen Schallopp verlor. Es wird jeder mit jedem 4 Partien spielen. Am 19. gab E. Schallopp eine Vorlesung im Stammtischspiel; er spielte gleichzeitig 47 Partien, von denen er nach 3 1/2 stündigem Kampf 19 gewann, 2 verlor und 6 remis machte.

Die Korrespondenzpartien Berlin-Wien kommen für jetzt nicht zu Stande, da über die Bedingungen bezüglich der Bedeutsamkeit für den einzelnen Zug eine Verständigung zwischen den beiden Parteien nicht erzielt werden konnte.

Das Programm für den VI. amerikanischen Schachkongress ist erschienen und bereits in die Hände der europäischen Korrespondenten gelangt. Der Kongress beginnt am 25. März.

Räthsel.

Sonett.

Von F. W. in Halle.

Ich bin ein Weib, ich bin ein Mann,
 So zeigt es auch mein Herold an,
 Der mir voran geht, auch zu melden,
 Ob ich als „er“, als „sie“ soll gelten,
 Als Mann hab' ich mich lang erwiehen;
 Wohl mehr als jetzt ward ich geprüfet
 Bei Völkern einjt im Alterthum
 Und unvergänglich ist mein Ruhm.
 Wenn man als Weib mich hat erkannt,
 So bin ich sein mit An verwandt,
 Mit der ich oftmals im Verein
 Als ein Begriff bekannt mag sein.
 Gleich gel' als Mann ich gute Lehren;
 Als Weib, da kommt ihr von mir hören
 Meist, wo man Unterricht auch giebt,
 Wenn man ihn sein methodisch liebt.

Anagramm.

Von E. R.

Durch Umstellung der Buchstaben je zweier Worte soll immer ein neues Wort gebildet werden. So entsteht aus: 1. Scherbe + Zeig ein deutscher Geschichtschreiber der Gegenwart; 2. Stuch + Riger eine Tobakart; 3. Hand + Flechse ein bekannter Berg am Rhein; 4. Martin + Ural eine Farbe; 5. Riga + Leder ein Getränk; 6. Reich + Sand ein Berg in den Salzburger Alpen; 7. Liebe + Salz ein durch blutige Kämpfe bekanntes Dorf in Frankreich; 8. China + Keller eine Stadt im südlichen Italien; 9. Kretz + Sioa ein berühmter Redner des Alterthums; 10. Huron + Eban eine Stadt in Preußen; 11. Weib + Hagel ein Raubvogel; 12. Xhale + Sund ein aus der ältesten deutschen Geschichte bekannter Frauennamen; 13. Eimer + Sohn eine Stadt im südlichen Italien; 14. Fuchs + Tenor eine Stadt am Rhein; 15. Schel + Ring eine Giftpflanze; 16. Netz + See ein Thier; 17. Reden + Dantel ein europäisches Königreich.

Die Anfangsbuchstaben der neuen Worte bilden ein Sprichwort.

Räthelsprung.

Von L. R.

wölbt	der	steht	ein	steht	mer-	an-	ein
gleich	fern,	sich	setzt,	ein	bleibt	nein	Som-
baut	der	See	es	aus;	ein	raß-	ree
das	thut's,	gleich	hoch	gleich	da, -	tig	Gaus.
Was	sich	Biel	nig	Biel	der	maß.	Los
was	son-	ger-	Welt	ste	Wel-	Und	Luf-
ei-	Ger	fröß	das	träumt	ein	schmilt	Len-
wird	stel,	ne	sol-	und	spiel,	ein	ab

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:
 Des Logograph-Anagrammes: Raimo, Min, Lampe, Ampel.
 Der Gharade: Oberammergau.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.